



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ratzel, Friedrich: Die deutsche historische Landschaft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

genutzt werden, aber es ist immer mit ihm zu rechnen. Auch darum sollte man sich davor hüten, das Zentrum schroff zu behandeln, weil zwar auch bei ihm Gewählte und Wähler, Führer und Geführte nicht eins sind, aber das Band zwischen ihnen besonders eng ist, und weil die Wählerschaft des Zentrums, im ganzen genommen, zum Kern der Bevölkerung Deutschlands gehört. Mit dem Zentrum als Partei fertig zu werden, es dauernd zu überwinden, ist nur durch die Verbindung von Eifer und Ausdauer mit echter Staatsgesinnung möglich. Derselbe Eifer und dieselbe Ausdauer sind erforderlich, von denen sich die Anhänger des Zentrums beseelt zeigen, jetzt schon seit siebenundzwanzig Jahren, und als Staatsgesinnung die des Fürsten Bismarck, der die Einseitigkeiten der altpreussischen überwunden, ihren Kern erweitert und veredelt hat. Wir sogenannten Gebildeten verehren die Wahrheit nur als ruhende Größe; sie bedarf der Streiter, um zu siegen.



Die deutsche historische Landschaft

Von Friedrich Kugel



Auf deutschem Boden ist aus Sümpfen und dichten Wäldern eine Kulturlandschaft herausgewachsen, die voll ist von den Zeichen der Arbeit, die ein Volk in seinen Boden hineinrodet, hineingräbt und hineinpflanzt, und womit es sich diesem Boden immer enger verbindet. Wir sehen unendlich viele kleine, einander ähnliche Wirkungen der in unendlich vielen kleinen Bezirken mit ähnlichen Mitteln wirkenden Kraft eines arbeitenden und fortschreitenden Volkes. Das Land, das sich einst einförmig hinstreckte, ist in eine Menge von Stücken zerteilt worden, die alle im Verhältnis zum Ganzen sehr klein sind. In ihnen zeigen die scharfen Furchen der Äcker, die schnurgeraden Gräben der Bewässerungsanlagen und selbst die reinlichen Umrisse der Strohschober die Sorgfalt einer emsigen Arbeit von langer Tradition und Übung, die sich das ganze Land vom Rhein bis zur Weichsel unterworfen hat. Gerade diese Gleichmäßigkeit ist bezeichnend. Es giebt auch in Deutschland Flächen ohne Kultur, aber nur wo der Anbau vollkommen unlohnend ist. Wir haben keine Campagna und keine Despoblados. Die Dünen werden bepflanzt, und die Moore mit Wegen und Gräben durchzogen. Auch sind nirgends Weizenäcker in Jagdhege oder Schaftristen verwandelt, wie in England und Schottland. Das Viertel des deutschen Bodens, das noch mit Wald bedeckt ist, der eingeengte, zusammen-

gedrängte, durch Lichtungen jeder Form und Größe durchbrochne und zerschnittne Rest des alten germanischen Urwaldes, der einst undurchdringlich genannt wurde, kann heute ebenso gut als Kulturland gelten wie Äcker und Wiesen. Die Waldkultur nützt den Boden aus, der sonst unergiebig wäre, und ist an andern Stellen unentbehrlich für die Erhaltung eines gesunden klimatischen und hydrographischen Zustandes. Sa, man wird füglich sagen dürfen, der Ackerbau sei in vielen Teilen Deutschlands schon weiter gegen den Wald vorgeedrungen, als Boden und Klima zulassen. Die armen, steinigen Hafer- und Kartoffelfelder auf dem Rücken des Erzgebirges, im Harz, in den südlichen Vorbergen des Thüringerwaldes oder auf manchen steinigen Muschelkalkhochebnen über dem Main und der Tauber bieten ihren Bebauern geringen Nutzen. In die Landschaft bringen diese kärglich bewachsenen Wölbungen mit ihren grüngrauen flechtenbewachsenen Felsgraten oder ihren seit Generationen herausgepflügten und zu breiten Steinwällen aufgeschichteten Kalksteinfladen, die die geringe Tiefe der Ackererde bezeugen, einen Zug von Armut, den in unsrer Zone selbst die braune Heide nicht kennt. Sie verkünden das Vorhandensein einer dichtern Bevölkerung, als dieser Boden verträgt.

Die ältesten Spuren und Reste der Bewohner des deutschen Bodens in Höhlen, Pfahlbauten, Küchenresten, Gräbern jeder Art zeigen immer nur kleine Völkchen in weiter Zerstreuung. Sie haben auch keine so zahlreichen Steinspfeiler, Steinkreise und Dolmen aufgerichtet wie in manchen Teilen Westeuropas. Wir haben auf deutschem Boden kein einziges prähistorisches Denkmal von wahrhaft monumentalem Charakter. Nur im Tiefland ist noch da und dort eine Steinsetzung an einsamer Stelle erhalten, die das Grab eines großen Mannes bedeckt, und wenige Höhen des Mittelgebirges sind von Ringwällen umzirkelt, deren schönste Beispiele der Altkönig im Taunus bietet. Auch das Fichtelgebirge hat schöne Reste davon. Manche, die in einst slawischen Gebieten gefunden werden, ragen deutlich in die geschichtliche Zeit herein.

Wohl werden auch in grauer Vergangenheit Völkerwellen von Osten, Süden und Norden her das in der Mitte Europas gelegne Land überschwemmt haben; aber sie konnten dieses Land noch nicht bedecken. Sie breiteten sich in den natürlichen Lichtungen der Heiden und längs den Flußläufen aus. Die ältesten Wege auf deutschem Boden können nur Waldpfade gewesen sein, die die Lichtungen mit einander verbanden. Sie waren ebenso vereinzelt und abgebrochen, wie sich der Verkehr auf die Verbindung der einander nächstgelegnen, durch alte, geheiligte Formen die Gemeinsamkeit des Ursprungs bewahrenden Stämme beschränkte. Selbst diese ließen weite Wildnisse, die höchstens Jagdgebiete sein konnten, zwischen sich bestehen, in denen an wenig Stellen bewachte Durchgänge offen gehalten wurden. Im Osten dürfte der von der Adria zum Samland die kürzesten Entfernungen suchende Bernsteinhandel am frühesten einzelne Pfade zu einem Wege vereinigt haben, der von

der Donau zur Elbe, Oder und Weichsel führte. Im Westen haben dann die Römer Verkehrswege in einer Weise durchgeführt, daß noch heute Römerstraßen und römische Warttürme in der historischen Landschaft wirksam erscheinen. Wir haben aber keinen Rest von den alten Knotenpunkten dieses Verkehrs, denn dieser hatte vor der Römerzeit auf deutschem Boden noch nicht die nachhaltige Kraft, die zur Städtebildung notwendig ist. Höchstens zeigt eine auffallend zusammengehäufte Menge von Bronze- oder Bernsteingegenständen an einer Stelle, ein sogenannter Depotsfund, den Mastplatz eines Handelsmanns an.

Erst der Ackerbau trug in das Leben der mitteleuropäischen Völker eine Entwicklung hinein, die die Zahl der Menschen auf demselben Boden immer weiter wachsen und zu einzelnen Gruppen sich zusammenschließen ließ. Da der Ackerbau nicht überall gleichartig war, sondern aus verschiedenen Quellen stammte, so sind bis auf den heutigen Tag auch seine Spuren verschiedenartig. Die verschiedenen Dorf- und Hofanlagen und Gemarkungen sprechen von Stammeseigentümlichkeiten, die besonders weit auseinander liegen in den slawischen oder einst slawischen und den germanischen Teilen unsers Landes. Man glaubt sogar feltische Reste in den westfälischen Langhäusern zu erkennen, wo Wohnräume und Stall unter demselben Dach und in Einer Flucht liegen. Römische Einflüsse können in dem Bau und der Anlage der Wohnstätten und Dörfer in Süd- und Westdeutschland deutlich nachgewiesen werden. Und von spätern Einwirkungen sind besonders die flandrischen nicht zu verkennen, die durch die mittelalterliche, von Westen nach Osten gerichtete Kolonisationsbewegung ihren Weg bis weit über die Elbe hinaus gefunden haben. Wer sich mitten in Pommern durch Straßenzellen mit saubern roten Backsteinhäusern mit großen Fenstern, niedern Mauern und hohem Dach angemutet fühlt, steht denselben von Westen her übertragenen Einrichtungen gegenüber, die wir in einer bestimmten Gemarkungsform und in ganz andrer Ausprägung in den Anklängen an holländische Hafenstadtanlagen finden, wie sie in allen unsern Seestädten wiederkehren. Nur wenig hat der Boden diese Unterschiede beeinflusst. Das Wohnen in Einzelhöfen und kleinen Hofgruppen (Weilern, Zinken), das der Alpen- und Boralpenlandschaft einen so reich belebten Charakter giebt, ist auch in den Vogesen und im Schwarzwald üblich, aber nur, wo Alemannen und Schwaben vorwiegen; es verschwindet in den fränkischen Gebieten und kehrt dann in Nordwestdeutschland, besonders in Westfalen, wieder, allerdings mit einer ganz verschiedenen Anlage des Hauses. Den schärfsten Gegensatz zu dieser Zerstreuung, die den engsten Anschluß der menschlichen Wohnstätten an die Natur bedeutet, zeigen die befestigten, auf Hügeln oder halbinselartigen Höhenvorsprüngen zusammengedrängten Dörfer, die auf dem eigentlich deutschen Boden nirgends so verbreitet sind, wie in den von Mongolen- und Türkenstürmen bis ins vorige Jahrhundert immer wieder heimgesuchten deutschen Kolonialgebieten Siebenbürgens mit ihren burgenartigen, befestigten Kirchen.

Die weitaus größte Zahl der deutschen Städte und Dörfer reicht um ein Jahrtausend zurück, aber jede einzelne Siedlung, mit wenigen Ausnahmen, ist gewachsen. Man ist erstaunt, wie früh selbst die Namen von Höfen und Hütten der hintersten Alpenthäler vorkommen. Eine Karte, auf der jede Siedlung durch einen Punkt bezeichnet wäre, würde für das Jahr 900 viele Teile von West- und Süddeutschland nicht viel anders zeigen, als sie heute sind. Ganz anders, wenn wir die Größe berücksichtigen. An die Stelle einer ältern Ungleichheit der Bevölkerungsverteilung, die zwischen die am frühesten urbaren sonnigen Hänge und natürlichen Lichtungen der Flußthäler weite menschenleere Strecken liegen ließ, ist seit Jahrhunderten eine andre immer wachsende Art von Ungleichheit durch den Wechsel von dicht und dünn bewohnten Gebieten getreten. Stärker als je hat der Zug nach den Städten unsre Bevölkerung erfasst. Das war nicht immer so. Das Deutschland der sächsischen und schwäbischen Kaiser war viel städteärmer, und seine Städte waren eng und von halb dörflichem Wesen und durch weite unbewohnte Räume getrennt. Aber da sich die Städte niemals wie die Dörfer an den Wald und das Feld anschmiegen und gleichsam organisch mit ihrem Boden verwachsen, sondern vielmehr mit der Natur um den Vorrang kämpfen und etwas Selbständiges und Dauerndes in der Landschaft darstellen, so sind aus der frühesten Städtezeit Mauern, Thore, Türme, Brücken, Paläste, Kirchen erhalten, und so aus allen folgenden. Deshalb gehören städtische Bauten aus allen Zeiten zu den hervortretendsten Zügen der deutschen Landschaft und tragen am allermeisten zu ihrem geschichtlichen Charakter bei. Jedes Jahrhundert, jede geschichtliche Gruppierung, jeder Stil hat seine Spuren in ihnen zurückgelassen. Abstrakt angesehen ist ja jeder Städtebau eine Erhöhung über die Umgebung, aber die alten Burgen, Kirchen, Schlösser suchten von vornherein höhere Punkte auf, von denen sie zu Schutz und Augenlust einen weiten Bereich überblicken konnten. Wenn dann im Laufe der Jahrhunderte das Schutzbedürfnis ab- und die Volkszahl zunahm, stiegen alle die jüngern Teile in die Ebne hinab, und so sehen wir, wie in Jahresringen das Wachstum nach unten und außen sich ausbreitet. Wir steigen in Baden und Heidelberg von den Römertürmen zu den alten Burgen und von diesen zu den neuen Schlössern hinunter und sehen heute die einst am Bergabhang aufgebaute Stadt breit in die Ebenen der Donau und des Neckars hinausziehen.

Je neuer die Städte sind, desto tiefer liegen sie in der Regel. Die jüngsten Städte, deren Keime der wirtschaftliche Aufschwung des letzten Halbjahrhunderts ausgestreut hat: Bremerhaven, Ludwigshafen, sind von Anfang an breit ans Wasser hingebaut. Sie sind nicht bloß hinabgestiegen, sie haben sich auch aus dem Schutze zurückgezogener Lagen herausgewagt, wie ein Vergleich zwischen Stettin, das eine der natürlich geschütztesten Lagen unter den Ostseestädten hat, und Swinemünde zeigt. Dagegen liegen selbst im Tiefland die alten

Städte auf den Wölbungen des Bodens und ragen nicht selten wie türmende Inseln aus flachem Tieflandhorizont hervor. Weite Gebiete von sonst einförmigen Linien gewinnen ungemein durch ihre von weither sichtbaren turmreichen Städte. Und soweit man sie sieht, soweit legt sich auch der Hauch ihrer geschichtlichen Erinnerungen über die Landschaft. So schauen Halberstadt, Merseburg, die Marienburg weit ins Land hinaus, wie Lübeck und Stralsund von der hohen See her lange sichtbar sind, aus der ihre stolzen Türme unmittelbar aufzutauchen scheinen. Deutlich erkennt man vor allem an den ostelbischen Städten den fast allgemeinen Ursprung aus den Befestigungen. Und Leipzig, Brandenburg, Posen liegen wohl inmitten sumpfiger Flußgeflechte, aber zugleich leicht erhöht. Sehr häufig erinnert der Gegensatz der buckligen Straßen der Stadt zu den flach hinlaufenden Chaussees draußen an die unebene Unterlage, auf die der erste Gründer seine Stadt gestellt hat.

Überall in Deutschland haben die zwei das Land beherrschenden Stände des Mittelalters, Kirche und Landadel, die freien, aussichtsreichen Lagen zuerst herausgefunden. Daher auch hier die lang nachwirkende Verbindung zwischen den Klöstern, Kirchen, Kapellen, Burgen und den malerischsten Punkten der Landschaft. Das östliche Mitteldeutschland zeigt davon nicht soviel wie das westliche, wo schon die Römer mit ihren Warttürmen und Merkurstempeln vorangegangen waren. Aber die Katharinenkirche über Wunsiedel, die heute als der schönste unter den leicht erreichbaren Aussichtspunkten des Fichtelgebirges gilt, oder die Trümmer von Paulinzelle im Thüringerwald, die Rudelsburg und Siebichenstein an der Saale, die hochragende Landeskronen bei Görlitz sind aus tausend herausgegriffene Beispiele, wie das moderne Naturgefühl und Erholungsbedürfnis die Wohnstätten der Alten aufsucht.

Diese Alten stellten nicht nur ihre Bauten mit Vorliebe auf erhabene Punkte, sie bauten auch selbst hochstrebende Türme und Giebel. „Scharfzinnige“ Gassen sind für Städte wie Lübeck, Hildesheim, Nürnberg ebenso bezeichnend wie eine gewisse Flachheit für die jüngern. Kein Stil hat die deutsche Landschaft so beeinflusst wie der gotische. Werke der Gotik sind nicht nur die hochragenden Türme von Köln, Straßburg, Freiburg, Ulm, Regensburg und die einfacheren Türme der großen Backsteinkirchen des Nordens; auch die schlanken spitzen Türme einfacher Dorfkirchen sind Kinder und Enkel dieser Familie. Der herrliche durchbrochne Turm des Straßburger Münsters herrscht königlich über der Landschaft des mittlern Elsasses. Er ist in dem Tieflande sichtbar vom Fuß der Vogesen bis zum Fuß des Schwarzwalds. So beherrscht aber auch jeder Kirchturm seinen Umkreis, in dem er das hervorragendste und idealste Bauwerk ist. Es ist also wichtig, daß er hoch hervorragt. Im ganzen hat Oberdeutschland mehr hochragende spitze Kirchtürme als Niederdeutschland, und vielleicht sind die schlanksten von allen am Rande der Alpen zu finden. Die grüne Farbe der schmalen spitzen Kirchtürme ist einer der

freundlichsten Züge in der Boralpenlandschaft. Am Neckar und am Oberrhein herrschen die Ruppen und Zwiebeltürme von oft sehr feinen Kurven vor. Unter den niederdeutschen sind dagegen die Türme der vorpommerschen und rügischen Dorfkirchen massig; Eckkrönungen sind häufig angebracht, um den schweren Eindruck zu mildern. Fast kastellartig sind in Mitteldeutschland die Kirchtürme des Berralandes, während weiter östlich die Mannigfaltigkeit der Kirchturmformen manch einförmiges Bild des Wellenlandes zwischen Harz und Erzgebirge belebt. Der zwischen zwei einander überragenden langen Höhenwellen hervorschauende Kirchturm ist immerhin eine edlere Staffage als die Flügel einer Windmühle.

Die katholischen Gegenden Deutschlands haben allein in ihren Feldfluren und auf ihren Anhöhen manche andern Zeugnisse ihres Glaubens bewahrt, der sich oft wunderbar feinfühlig mit einem alten, unbewußten Natursinn verbindet. Wer wissen will, wie tief das Naturgefühl in der deutschen Seele wurzelt, der sehe sich einmal die Lagen der einfachsten Kapellen, Kreuzwege und Wallfahrtskirchlein an; kaum eines, das nicht den Blick über ein weites, fruchtbares Land, oder die von selbst zur Umschau anregende Lage auf einem Gebirgskamm, oder die Schauer einer Waldestiefe mit dem religiösen Empfinden zu vereinigen gesucht hätte. Außerdem hat jeder alte Bischofsitz und haben viele Klöster mit den religiösen auch künstlerische Anregungen ausgestrahlt. Welcher Wanderer, der durch das Rhönland gezogen ist, hat nicht empfunden, wie die von der Bischofsstadt ausgehende Kunstübung in der Gegend von Fulda selbst die „Bildsteine“ reicher gestaltet, mit gewundner Säule, Reblaubgewinden und reichem Schmuck kleiner Figuren ausgestattet hat. Die alte christliche Kultur breitet überhaupt einen vergeistigenden Hauch über das ganze Fuldaerland aus. Der Petersberg mit seinem pyramidenförmigen Aufbau, den die weit überragende Kirche krönt, ist ein echter heiliger Berg. Bis auf die Gipfel der Rhön haben Waller die Pfade gebahnt. Bildsteine und Kreuzfize ersetzen die Wegweiser; die Kapelle und die Steinkanzel auf der stillen Höhe der Milsenburg vollenden diesen religiösen Charakter der ganzen westlichen Rhönlandschaft.

So hat sich auch die geschichtliche Verwandtschaft der Städte in dem Stein der Bau- und Bildwerke dauernde Denkmale geschaffen. Der Charakter der Städte wechselt von Landschaft zu Landschaft. Verwandte Geschehnisse, verwandte Bilder. Unmittelbare Nachahmung hat in leicht kenntlicher Weise die Ostseestädte einander ähnlich gemacht. Lübeck ist in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts die Musteranlage für zahlreiche Stadtgründungen in den Ostseeländern geworden, wie Rostock, Wismar, Stralsund, Greifswald, Stettin, Anklam, Stargard, Kolberg. Die Anklänge an die Lübecker Marienkirche reichen in den alten Hansestädten noch weiter nach Osten und binnenwärts. Wie die Leuchttürme schauen zum Verwechseln ähnlich die Türme der

Kirchen auf die blaue Ostsee hinaus. Eine andre Familienähnlichkeit umfaßt tiefergehend alle Seestädte. In den Seestädten riß der Faden der Entwicklung niemals so leicht ab wie in den Binnenstädten. Lübeck und Danzig zeigen unter allem Wechsel der Geschicke eine ruhige, wenn auch ebende und flutende Entwicklung, während Augsburg und Nürnberg nach regstem Leben zuweilen in Schlaf sinken. Das Meer erlaubt nicht die vollständige Begleitung und Abdämmung des Verkehrsstroms. Daher haben die Binnenstädte monumentale Zeugnisse ihrer Blüte aus wenigen Jahrhunderten, oft nur aus einigen Jahrzehnten, während in den Seestädten kein Jahrhundert ohne neue Schöpfungen vorbeigegangen ist, die sich an dem nie ganz abreißen den Lebensfaden aufreihen. Viel mehr Besonderheiten zeigen trotz der gemeinschaftlichen römischen Grundlagen die rheinischen Städte mit ihren herrlichen romanischen und noch mächtigern gotischen Bauten. Basel, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Köln zeigen, daß der Rhein einst die Lebensader des römischen Germaniens und des Reiches der Karolinger war und es mit Unterbrechungen in der ganzen großen Zeit der deutschen Kaiser aus fränkischem und schwäbischem Stamme geblieben war. Trier und Frankfurt gehören in diese Familie. Daß aber dieses „deutsche Kanaan“ nicht immer eines der blühendsten Länder der Christenheit war, sondern schwere Kriegsstürme über sich hinziehen lassen mußte, zeigt die schweremutsvolle Größe so manches Bildes, das dort an unsern Augen vorüberzieht, wo auf den altersgrauen Dom das zerstörte Schloß hinabschaut.

Die zahllosen Burgen und umtürmten Städtchen am Rhein und an seinen Nebenflüssen erzählen eine andre Geschichte: sie sind Zeugnisse der Zerklüftung und Zerspaltung, die mit hundert Schlagbäumen und Sperrketten die mächtige Lebensader unterband und kaum eine Brücke für den Verkehr von Ufer zu Ufer bestehen ließ. Wie anders ist wieder die Sprache jüngerer und jüngster Städte, wie Mannheim und Ludwigshafen und der neu hinzugewachsenen Quartiere von Straßburg, Köln oder Düsseldorf, in denen der alte Kern der Stadt fast verschwindet: sie sind aus dem Bedarf eines großen fessellosen Verkehrs entstanden, dem die blühendste Vergangenheit nichts an die Seite zu stellen hat, modern, regelmäßig, unmalersich im höchsten Grade, großenteils nur Augenblicksschöpfungen und dem Augenblick aufs stärkste imponierend. In manchen Beziehungen sind ihnen die zahlreichen kleinen und großen Residenzstädte verwandt, die ja zum Teil auch ganz künstliche Schöpfungen sind; aber fast allen fehlte einst das mächtige Verkehrsleben, das durch jene pulst; und manche sind auch, abgesehen von Schloß und Zubehör, nicht viel mehr als Landstädtchen von auffallender Regelmäßigkeit und Stille. Nur wenige hat ein Strahl der Geschichte hell und für immer erleuchtet. Weimar hat seines gleichen nicht in der Welt. Wie eine Dämmerung liegt es dagegen nur auf kleinern der Gattung wie Rastatt, Ludwigsburg, Wolfenbüttel, Blankenburg. Dabei durchdringt der allgemeine Charakter ihrer Landschaft diese Städte. Haben nicht

die thüringischen Städte ursprünglich alle etwas von thüringischer Enge und von der Armut des Gebirges an sich? Man muß nicht die mit Willenkränzen umgebenen neu aufgeblühten, wie Eisenach, Weimar, Koburg oder Naumburg, sondern die im alten Zustand erhaltenen wie Schmalkalden betrachten. Dazu trägt ähnlich wie auch in den alten hessischen Städtchen der vorwaltende Fachwerkbau bei, der leichter einen verfallenen Charakter annimmt als der reine Steinbau.

So wie die Städte und Marktflecken durch den Verkehr entstanden oder wenigstens gewachsen sind, so sprechen sich auch in ihrer Anlage die von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselnden Bedingungen des Verkehrs aus. Die älteste Blüte des Städtewesens finden wir in den Gegenden, wo der Verkehr am frühesten aufblühte, und mit der Verdichtung des Netzes der Verkehrswege wuchs auch die Zahl und Größe der Verkehrsmittelpunkte. Um nur eine neuere, in die Gegenwart hereinragende Entwicklung zu nennen, lagen in dem Netz der deutschen Poststraßen vor der Zeit der Eisenbahnen Tausende von Ruhepunkten des Verkehrs; daher aller zwei bis drei Meilen die mit behaglichen Postwirthshäusern ausgestatteten Städtchen und größern Dörfer, an denen der Eisenbahnverkehr, der so kurze Pausen nicht liebt, jetzt vorbeifast, um kleinere, größere Verkehrsmittelpunkte zu schaffen. Ein andrer Unterschied, der schon tiefe Spuren in unsrer Landschaft gemacht hat, liegt darin, daß der alte Wagen- und Botenverkehr in die Städte hineinführte, wo der Marktplatz ihm breiten Raum bot, während der viel anspruchsvollere Eisenbahnverkehr sich seine „Stationen“ in der Regel außerhalb der Städte schaffen mußte. Daher sehen wir in vielen Städten die Marktplätze veröden oder die in süddeutschen, besonders bayrischen Städten häufigen breiten Straßen, wo einst Märkte gehalten wurden, und an ihre Stelle einen Bahnhofstadtteil treten, der als der Inbegriff des Neuen, Modernen und Unfertigen der alten abgeschlossenen Stadt ganz unorganisch angegliedert ist.

Gehören nicht auch Tausende von Meilen Landstraßen und Wege samt ihren Brücken aus Holz oder Stein, Fähren usw., die neben den Eisenbahnbrücken wie Spielzeug aussehen, schon zur historischen Landschaft? Ihnen reihen sich die Telegraphenlinien als ein absolut neuer Zug in unsrer Landschaft an. Wenn man erwägt, daß Deutschland heute mehr Eisenbahnen besitzt als noch im zweiten Jahrzehnt unsers Jahrhunderts Kunststraßen, und daß die schönsten Straßenbauten heute neben den Aufschüttungen, Einschnitten, Brücken und Viadukten der Eisenbahnen verschwinden, ferner, daß wesentlich den Eisenbahnen jene Steigerung der Beweglichkeit der Bevölkerung zugeschrieben werden muß, die eine ganz neue Verteilungsweise über das Land bewirkt, so muß man wohl auch im landschaftlichen Sinne unsre Zeit das Zeitalter der Eisenbahnen nennen.

Die Geschichte jeder Stadt und jeder Landschaft lehrt die forttreibende Gewalt kennen, die in jedem kleinsten Aderchen dieses modernen Verkehrssystems

wirksam ist. Sie gehören alle einem einzigen Strome an, und so sind sie auch überall dieselben und streben überall die Ausgleichung jener in zwei Jahrtausenden angesammelten Verschiedenheiten an, die den wesentlichen Charakterzug der deutschen historischen Landschaft, die Mannigfaltigkeit, ausmachen. Viel davon ist schon ausgeebnet und abgeglichen. Unsr Kulturlandschaft ist heute unvergleichlich viel einförmiger als im Beginn unsers Jahrhunderts. Später erst werden jene Spuren der politischen Mannigfaltigkeit verschwinden, die in der Zeit der staatlichen Zersplitterung den deutschen Boden mit zahllosen politischen Mittel- und militärischen Stützpunkten kleinsten Formats, mit Schlagbäumen und Grenzpfählen in allen Farben und mit allen jenen Abstufungen der staatlichen Leistungen und Attribute bedeckt hat, die wir z. B. noch sehr deutlich in der Güte der Landstraßen von der Rheinpfalz durch Baden und Württemberg nach Altbayern wahrnehmen. Mit der Zersplitterung zusammen ging ein Überwuchern der politischen Züge in der historischen Landschaft, Zeugnis der Vielregiererei und Bevormundung, die zum Glück größtenteils der Vergangenheit angehört. Es bezeugt ein gesünderes Leben, daß die in der Lage und den Bodenverschiedenheiten liegenden Kulturunterschiede jene Merkmale künstlicher, willkürlicher Sonderungen immer mehr verdrängen, und daß damit die historische Landschaft immer treuer den organischen Zusammenhang des Volkes als eines Ganzen mit seinem Boden abspiegelt.



Ishbücher



er Ausdruck klingt sehr affektirt, aber man wird ihn auf die Dauer nicht grundsätzlich vermeiden können, wenn man die Sache kurz bezeichnen und Bücher unter einem Generalnenner zusammenfassen will, die bei sehr verschiedenartigem Sachinhalt eine neuerdings häufig auftretende durch den Ausdruck zu kennzeichnende Mitteilungsform miteinander gemeinsam haben. Memoiren kann man sie nicht nennen, weil sie nicht Erlebnisse enthalten, sondern Eindrücke, Stimmungen und Urteile sehr subjektiver Natur, denen die mitgeteilten Dinge nur als Unterlage dienen; es sind etwa Materialien zu einer Weltanschauung der einzelnen Verfasser. Dem Leser, der nach einem dem Stoffe nach abgeschlossenen Ganzen verlangt, wird es nicht immer leicht werden, sich in dem Zentrum der Betrachtung zurechtzufinden, und vielleicht wird auch der Autor sein Ich unter der Wirkung der Beleuchtung, in die er es gesetzt hat, nicht immer wieder erkennen. Es kann eben jemand auch bei dem besten Willen nicht ganz in eines andern Haut schlüpfen.

Wenn z. B. Einer Erinnerungen an Kaiser Friedrich mit politischen Betrachtungen und menschlichen Ermahnungen erbaulicher Art verbindet, so wird